



SCHREIBBEWERB

Geschichten der Jugendbuchautoren

Rosemarie Eichinger	Die Brücke	Seite 2
Jennifer Pruckner	Ein wenig verloren	Seite 9
Hannes Hörndler	Kukuruz	Seite 15
Elisabeth Steinkellner	Kürbis	Seite 22
Rachel van Kooij	Der Wald der besiegten Bäume	Seite 31
Christoph Mauz	Wald Nacht	Seite 44

Rosemarie Eichinger

Die Brücke

Der Klassenraum liegt im Halbdunkel. Kinderköpfe ruhen schwer auf aufgestützten Unterarmen. Das eine oder andere Gähnen wird unterdrückt. Herr Kofler seufzt.



„Passt gefälligst auf!“, blafft er. „Wir sehen uns diese Bilder nicht zum Spaß an.“

„Keine Angst. Das macht kein bisschen Spaß!“, mault Martin und schlägt sich sofort die Hand auf den Mund, weil man sich Unverschämtheiten nur denken, aber niemals laut sagen darf. Was das betrifft, können Lehrer mitunter sehr empfindlich reagieren. Er setzt sich auf und versucht einen halbwegs anwesenden Eindruck zu machen.

„Verstehe!“ Herr Kofler nickt, verschränkt die Arme vor der Brust und blickt Martin von oben herab an.

Man könnte meinen, er versteht tatsächlich. Davon lässt sich Martin aber nicht täuschen. Was das Verstehen von Schülern und ihren Bedürfnissen betrifft, sind die meisten Lehrer in etwa so engagiert bei der Sache wie Martin beim Barbiepuppenspielen mit seiner kleinen Schwester. Man hat weiß Gott Besseres zu tun.

„Steh erst einmal auf und beschreib, was du siehst!“, fordert Herr Kofler.

Martin atmet hörbar ein, aber Herr Kofler tut so, als hätte er es nicht bemerkt. Also rafft der Junge sich auf.

„Eine Brücke“, sagt er.

„Was?“

„Auf dem Bild ist eine Brücke“, antwortet Martin.

„Eine Brücke also.“ Herr Kofler schüttelt den Kopf.

Martin kneift die Augen zusammen. Er ist verwirrt, wegen des seltsamen Tonfalls seines Lehrers, der beinahe so klingt, als wäre das auf der großen Leinwand keine Brücke, sondern ein Staubsauger, ein Ziegenbock oder weiß der Teufel, was sonst.

„Ja“, bekräftigt Martin und hört sich dabei schon viel weniger sicher an als zuvor.

„Nur eine Brücke?“ Herr Kofler schaut Martin an.

„Na ja.“ Martin hat keine Ahnung, was man von ihm hören will. Hilfesuchend schaut er sich um. Alles in allem macht die Klasse einen deutlich aufgeweckteren Eindruck als noch vor einer Minute. Mehr als vereinzelt fragend hochgezogene Augenbrauen kann er allerdings nicht ausmachen.

„Ein Bild ist nicht einfach nur ein Bild!“, stellt Herr Kofler klar. „Bilder erzählen immer eine Geschichte.“

„Okay. Von mir aus.“ Martin zuckt mit den Schultern. Wenn es nach ihm geht, könnten diese Bilder ganze Romane erzählen. Es würde ihn nicht jucken.

„Die Brücke wölbt sich über einen Fluss“, beginnt Herr Kofler und betrachtet dabei versonnen das Bild. „Hundert Jahre vielleicht schon oder noch länger. Links und rechts säumen Bäume das Ufer. Das Grün der Blätter spiegelt sich in der stillen Wasseroberfläche. Nichts regt sich.“

„Wie bei mir“, denkt Martin, hütet sich aber diesmal, es laut auszusprechen. Er nickt lediglich.

„Und du musst diese Brücke überqueren“, sagt Herr Kofler und lächelt. „Das Bild ist wie eine Tür in die Geschichte, die du uns erzählen wirst.“

„Was?“ Martin schaut zwischen seinem Lehrer und dem Bild hin und her.

„Nun.“ Herr Kofler hält inne und überlegt. „Sagen wir, deine Eltern haben dich in den Wald geschickt.“

„Wieso?“, fragt Martin.

„Sagen wir, sie wollen dich mal ein wenig loswerden, weil du eine furchtbare Nervensäge bist.“ Das Kichern der Klasse ignoriert Herr Kofler und spricht einfach weiter. „Also schicken sie dich weg, über die Brücke, in den Wald hinein. Ganz allein.“ Der Lehrer lächelt. „Du weißt schon: Wie bei *Hänsel und Gretel*.“

Martin steht reglos da.

„Na los!“, schnauzt Herr Kofler. „Du gehst über die Brücke und was passiert? Im Wald ist es schließlich dunkel und undurchdringlich. Alles Mögliche könnte dort hausen.“

Martin zögert.

„Ratten“, schlägt Dominik vor. Er kichert. „Viele riesige Ratten mit langen gelben Zähnen.“

„Ratten“, wiederholt Herr Kofler. „Wahrscheinlich. Doch auch noch so manches andere.“

„Spinnen“, ruft Melanie. „Fette, eklige Spinnen, die ihre Netze über den Weg spannen.“

„Vielleicht sogar Wölfe“, sagt Franziska. „Die soll es jetzt ja wieder in unseren Wäldern geben.“

„Und Bären“, ergänzt Rosalie.

„Oder ein verschrobener Einsiedler, der nur darauf wartet, dass ein Kind von Bären, Wölfen und Spinnen bis vor die Tür seiner Hütte gejagt wird“, sagt Fabian.

„Nun.“ Herr Kofler hebt die Hand, damit wieder Ruhe einkehrt. „Was soll es sein? Es ist deine Geschichte, Martin, und du wirst sie erzählen.“

Martin zuckt mit den Schultern. „Keine Ahnung. Ich dreh wieder um, geh heim und esse Chips vor dem Fernseher.“

„Natürlich.“ Herr Kofler grinst. „Du drehst wieder um.“ Er schüttelt den Kopf. „Feiglinge drehen schließlich um, wenn sie Angst vor dem dunklen Wald haben.“ Er wirft Martin einen bedauernden Blick zu. „Bist du ein Feigling?“

„Natürlich ist er ein Feigling“, behauptet Rosalie. „Der hat ja Angst vor der eigenen Oma.“

„Ist das so?“, will Herr Kofler wissen.

Martin läuft rot an.

„Vielleicht wohnt ja seine Oma in der Waldhütte.“ Rosalie lacht. „Kein Wunder, dass er sich nicht über die Brücke traut.“

„Wer sagt, dass ich mich nicht traue?“, blafft Martin.

„Dann geh doch!“ Rosalie lehnt sich zurück und verschränkt ihre Arme vor der Brust.

Herr Kofler verschränkt seine Arme ebenfalls und lehnt sich an den Lehrertisch.

„Na los“, sagt er. „Geh über die Brücke!“

Es ist nur ein Bild, sagt sich Martin. Er muss sich nur eine Geschichte dazu ausdenken. Mehr nicht. Trotzdem fühlt es sich im Moment gar nicht so an. Alle starren ihn an, als würde er gleich über eine echte Brücke, in einen echten Wald gehen. Er schluckt, schließt aber schließlich die Augen und konzentriert sich.

Die Holzbohlen der Brücke knarren leicht unter seinen Schuhen, als er darüber geht. Der Waldboden fühlt sich dann schon viel weicher an. Das Laub am Boden bildet einen rutschigen Untergrund. Es riecht nach modrigem Holz und Moos. Vorsichtig setzt er einen Fuß vor den anderen. Seine Knie zittern kaum merklich.

Rings um ihn herum ist es ungewöhnlich still. Der Weg wird immer schmaler, bis er sich nur noch als schmaler Trampelpfad durch den immer dichter werdenden Wald schlängelt. Die ausladenden Äste der Brombeersträucher reißen an seiner Kleidung. Als stünde er unter Hypnose, so echt fühlt es sich an. So echt, dass er umkehren möchte. Schließlich bleibt er stehen und blickt den Weg zurück.

„Weitergehen!“ Es ist nicht mehr als ein Flüstern, aber weil es so still ist, kann man es deutlich hören. Es kommt aus der hintersten Ecke.

„Weitergehen!“, wiederholt Gregor, ebenso leise und nicht weniger eindringlich. „Bis du an die Hütte kommst“, fügt er hinzu.

„Welche Hütte denn?“ Martin hat keine Ahnung, worum es hier eigentlich geht. Langsam, aber sicher zerren der Kofler, die Klasse und das blöde Bild allerdings ziemlich an seinen Nerven, weshalb seine Stimme beinahe ein wenig weinerlich klingt.

„In guten Gruselgeschichten gibt es immer eine Hütte und der Bewohner kann es kaum erwarten, endlich Gesellschaft zu bekommen“, behauptet Gregor mit einer Stimme, die Martin die Härchen im Nacken aufstellt.

„Blödsinn!“, ruft Martin und öffnet die Augen. „Ist doch alles Mist.“

„Dann kannst du ja weitergehen.“ Herr Kofler bleibt hart. „Du würdest dich ja sonst zum Gespött der Klasse machen.“

„Okay.“ Martin fügt sich. Er schließt die Augen und beißt die Zähne zusammen. Entschlossen stapft er los, schneller als davor.

Es wird tatsächlich immer dunkler und Martin fragt sich, warum er sich nicht einfach vorstellt, wie die Sonne durch das Blätterdach fällt, die Vögel zwitschern und süße Eichhörnchen Baumstämme auf und ab flitzen. Ist ja schließlich seine Geschichte. Er allerdings stapft durch einen immer dunkler

und dichter werdenden Wald, ganz so, als ob er keinen Einfluss auf den Fortgang der Geschichte hätte.

Irgendwo klopft ein Specht ein Loch in die Borke eines Baumes auf der Suche nach einer fetten Larve. Nicht weit abseits des Weges knackt und raschelt es im Unterholz. Ein Bär kann es aber nicht sein, ist Martin sicher. Der wäre bestimmt viel lauter. Trotzdem beschleunigt er seinen Schritt und dann, nach der nächsten Biegung, steht sie plötzlich vor ihm. Keine hundert Meter. Der Pfad scheint direkt darauf zuzulaufen. Eine Hütte. Weil es ja immer eine Hütte gibt. Gregors Flüstern hallt in Martins Gedanken nach. Schäbig und düster kauert sie zwischen den Bäumen, nicht viel mehr als ein Bretterverschlag mit bemoosten Dachschindeln, doch umkehren kommt nicht in Frage.

Martin steht schließlich vor der Tür und zögert.

„Los! Klopf schon!“, fordert Rosalie und kichert.

„Ja, mach schon!“, flüstert Gregor und Martin läuft ein Schauer über den Rücken.

Er atmet tief durch, fasst sich ein Herz und hebt die Hand. Bevor seine Fingerknöchel noch das Holz berühren, öffnet sich die Tür einen Spalt breit. Martin erschrickt und lässt schnell seine Hand sinken. Er wartet, aber niemand tritt oder schaut auch nur heraus.

„Los! Geh schon rein!“ Rosalie klingt aufgeregt.

Also drückt Martin sacht die Tür nach innen und tritt ins düstere Innere der Hütte.

„Hallo?“, fragt er zögerlich. Niemand antwortet.

Es dauert eine Weile, bis sich seine Augen an das Licht gewöhnt haben, er wagt allerdings nicht sich umzusehen.

Bis er es hört, ein stetes Quietschen, leise und gleichmäßig. Er dreht sich um und dann sieht er den Schaukelstuhl und den Mann, der darin sitzt und ihn anstarrt. Kaum mehr als ein Schatten, der steif auf und ab wippt.

Der Junge verharrt wie gelähmt und bringt kein Wort heraus.

Plötzlich hält der Mann inne. Martin bemerkt den Stock, den dieser in der Hand hält. Und schließlich, nach einem weiteren Augenblick, der Martin wie eine Ewigkeit erscheint, erkennt er den Mann. Es ist sein Lehrer. Herr Kofler sitzt in dem Schaukelstuhl und seine Augen glänzen kalt.

„Schüler, die nicht gehorchen, werden bestraft“, sagt er und grinst.

„Das ist meine Geschichte“, will Martin protestieren, doch seine Kehle ist wie zugeschnürt.

Also macht er die Augen auf, bevor der Kofler mit seinem Stock näher kommt, bevor er ihn bestrafen kann und er vor der ganzen Klasse zu heulen beginnt. Die Lider sind zwar schwer, aber er zwingt sie auf, weil es ja seine Geschichte ist, seine, nicht die seines Lehrers.

Die Düsterteit der Hütte verschwindet. Martin blinzelt, doch der Kofler steht jetzt so dicht vor ihm, dass er dessen scharfes Rasierwasser riechen kann. Martin bleibt die Luft weg. Vor Schreck prallt er zurück, nur weg von dem Kofler. Er stolpert und stürzt.

Und dann ist es ganz still. Niemand gibt einen Mucks von sich. Seine Mitschüler schauen ihn verunsichert an. Nur der Kofler steht über ihm.

„Was für ein interessantes Bild“, sagt der Lehrer und grinst.

Jennifer Pruckner

Ein wenig verloren

Benjamin stand in dem großen Hof und schaute zur Spitze des hoch in den Himmel ragenden Kirchturms auf. Unter seinen Schuhsohlen knirschte der Kies, wenn er sachte vor und zurück wippte. Um ihn herum standen viele Leute, unterhielten sich oder machten Fotos. An einem schönen Tag wie heute war Seitenstetten gut besucht.



In diesem Moment kam eine Gruppe in Begleitung einer jungen, blonden Reiseleiterin durch das offenstehende Kirchenportal. Kaum waren sie draußen, setzten die Leute ihre Hüte und Sonnenbrillen auf.

Benjamin sah sich um. Er hatte vielleicht eine halbe Minute hier gestanden, doch seine Eltern schienen in der kurzen Zeit verschwunden zu sein. Unter all den Besuchern waren sie nicht zu entdecken.

Wo konnten sie sein?

Benjamins Mutter hatte einen „Hofgarten“ erwähnt. Der musste hier irgendwo sein. Oder waren sie vielleicht in der Kirche? Benjamins Vater mochte keine Kirchen, erst recht nicht, wenn eine Messe – oder „Veranstaltung“, wie er es nannte – war, aber seine Mutter besuchte sie gerne.

Benjamin beschloss nachzusehen.

Im Inneren der Kirche war es dunkel und kühl. Kaum hatte Benjamin das Portal durchschritten, sank der Lärmpegel um ihn herum auf ein leises Flüstern und verhaltenes Husten ab. Die Luft roch nach Stein, Weihrauch und dem harten Holz der Bänke. Vorne beim Altar war es heller, wo Sonnenlicht durch die Fenster fiel und die Goldverzierungen am Hochaltar zum Glänzen brachte.

Benjamin schaute nach oben. Er erinnerte sich nicht, schon einmal eine so hohe und so schön bemalte Decke gesehen zu haben.

Seine Eltern konnte Benjamin allerdings nicht entdecken. Langsam wurde er ein wenig nervös. Wenn er sie nicht bald fand, was dann?

Vom hinteren Teil des Kirchenschiffs sah er zu, wie auch die letzten Besucher hinaus ins helle Sonnenlicht traten.

Nun war er allein.

Oder?

In der hintersten Reihe, halb im Schatten verborgen, saß jemand.

„Bist du verloren gegangen, Junge?“, fragte der Mann.

Benjamin trat einen Schritt näher. Der Mann hatte schwarze, wirre Haare und einen Bart, der seit bestimmt einer Woche nicht rasiert worden war. Die Ärmel seines rot-schwarz karierten Hemdes hatte er aufgekrempt, seine Hände lagen gefaltet im Schoß. Seine ausgefransten, verwaschenen Jeans endeten über abgetragenen Turnschuhen.

Benjamin näherte sich ihm langsam.

„Bist du ein Obdachloser?“, fragte er.

Der Mann lachte. Seine Stimme war rau wie das Sandpapier, mit dem Benjamin gestern im Werkunterricht ein Stück Holz geschliffen hatte.

„Nein, ich bin kein Obdachloser“, sagte er. „Hast du denn schon einmal einen gesehen?“

Benjamin schüttelte den Kopf. Seine Eltern hatten ihm von diesen Menschen erzählt, die kein Haus und keine Wohnung hatten und ihr Dasein heruntergekommen und mittellos auf der Straße fristen mussten.

„Wie alt bist du, Junge?“, fragte der Mann.

„Zehn“, antwortete Benjamin. Er mochte es nicht, dass der Mann ihn ständig „Junge“ nannte.

„Ich finde meine Eltern nicht“, sagte er.

Der Mann lächelte schwach. „Mach dir nichts draus. Wir sind alle hin und wieder ein wenig verloren.“

„Bist du deswegen hier?“, fragte Benjamin. „Weil du verloren bist?“

Das Lächeln war erloschen, das Gesicht des Mannes wurde ernst.

„Das hast du sehr gut erkannt“, sagte er. „Willst du dich nicht zu mir setzen, bis deine Eltern dich abholen kommen?“

Benjamin zögerte kurz. Seine Eltern hatten ihn schon öfter vor Fremden gewarnt, doch der Mann sah nicht gefährlich aus. Benjamin setzte sich und starrte auf die Spitzen seiner Schuhe.

Durch das Kirchenportal kam eine weitere Touristengruppe. Ein Mann mit grauen Haaren und einer Mappe in der Hand führte sie nach vorne zum Hochaltar und begann etwas zu erklären. Benjamin konnte die Worte von seinem Platz aus nicht verstehen, nur der helle Klang der Stimme schwebte durch das Kirchenschiff zu ihm nach hinten.

„Warum bist du verloren?“, fragte Benjamin den Mann. Obwohl die Besucher am Hochaltar ihn ganz sicher auch nicht verstehen konnten, hatte er die Stimme gesenkt.

„Das ... ist eine schwierige Sache“, sagte der Mann.

Benjamin war das kurze Stocken in seinen Worten nicht entgangen.

„Was meinst du damit?“

Der Mann seufzte tief und hob den Blick zur Decke. Er rieb seine Hände aneinander, knetete die Finger, so, als wisse er nicht wohin damit.

„Ich habe eine Tochter“, sagte er. „Viktoria. Sie ist so alt wie du, weißt du!“

„Sie ist auch zehn?“, fragte Benjamin.

Der Mann nickte. „Vor drei Tagen ist sie ... eigentlich sollte ich dir das gar nicht erzählen.“

Plötzlich sah Benjamin ein paar vereinzelte Tränen in den Augen des Mannes. Er wollte sie verstecken, doch es gelang ihm nicht. Er wischte sie ab, presste die Augen zusammen und schaute auf seine noch immer ruhelosen Hände.

Benjamin hatte noch nie einen erwachsenen Mann weinen sehen. Seine Tränen wirkten irgendwie fehl am Platz, so als würde das eine mit dem anderen nicht zusammenpassen. Doch man weinte nur, wenn man Schmerzen hatte, wütend war oder sehr, sehr traurig. Und der Mann sah weder wütend aus, noch schien er Schmerzen zu haben.

Benjamin saß stumm neben dem Mann, bis er von selbst weitersprach.

„Viktoria hatte einen Unfall“, sagte er. „Sie übersah ein Auto, als sie über die Straße wollte. Ihre Freundin ... hat auf der anderen Seite gewartet. Viktoria ließ sich wohl von ihr ablenken und achtete nicht auf den Verkehr.“

Der Mann wischte noch zwei Tränen weg. Es kamen keine neuen hinterher.

„Jetzt liegt sie im Koma. Möglicherweise wird sie wieder aufwachen, aber die Ärzte sagen, wir sollen uns keine Hoffnungen machen.“

Benjamin wusste nicht, was ein Koma war. Anscheinend eine Art Schlaf, an dessen Erwachen entweder der Tod oder das Leben stand.

Die Reisegruppe ging mit langsamen Schritten an ihnen vorbei. Miteinander flüsternd und die Gemälde bestaunend folgten sie dem Reiseleiter nach draußen, und kurz darauf war auch der letzte von ihnen verschwunden.

„Weißt du, wann ich angefangen habe zu beten?“, fragte der Mann plötzlich.

Benjamin schüttelte den Kopf, doch der Mann sah nicht zu ihm herüber.

„Vor drei Tagen“, beantwortete er seine eigene Frage. „Ich habe vorher keinen Gedanken an Gott verschwendet, kein einziges Mal mit ihm gesprochen. Und jetzt, wo meine Tochter mit dem Tod kämpft, verbringe ich fast so viel Zeit in Kirchen wie auf der Intensivstation.“

Der Mann schaute Benjamin nun doch an.

„Weißt du, was das Problem ist? Wir bitten, wenn wir etwas brauchen. Aber wir bedanken uns nicht.“

Die Hände des Mannes lagen jetzt wieder ruhig in seinem Schoß.

„Zumindest die meisten. Nicht viele Menschen halten zwischendurch inne und sind dankbar für das, was sie haben. Ihre Gesundheit, ihre Familie. Dafür, dass sie in einem sicheren Land leben dürfen. Und ich, ich war genauso. Alles, was ich hatte, hielt ich für selbstverständlich. Aber das änderte sich schlagartig, als meine kleine Viktoria vor das Auto lief.“

Wieder glitzerten Tränen in den Augen des Mannes.

„Der Tod ist eine schlimme Sache, Junge. Nicht viele Menschen verdienen ihn vor ihrer Zeit. Und meine Viktoria am allerwenigsten.“

Benjamin wollte etwas sagen, doch sein Kopf war plötzlich ganz leer. Wie sollte man für etwas so Schreckliches die richtigen Worte finden?

„Ben!“

Benjamin drehte sich um. Es war seine Mutter, die gerufen hatte. Sie kam mit großen Schritten auf ihn zu und streckte die Hand nach ihm aus.

„Endlich habe ich dich gefunden! Dein Vater und ich haben uns Sorgen gemacht!“

„Ich war im Hof“, sagte Benjamin. „Ihr wart plötzlich verschwunden!“

„Du hättest bleiben sollen, wo du bist! Komm jetzt! Wir sollten deinem Vater so schnell wie möglich sagen, dass es dir gut geht.“

Erst jetzt schien Benjamins Mutter der Mann aufzufallen.

„Danke, dass Sie sich um ihn gekümmert haben“, sagte sie.

„Keine Ursache“, erwiderte der Mann. Auf seinen Lippen lag wieder dieses schwache Lächeln.

„Alles Gute, Junge!“

Benjamin legte kurz seine Hand auf den Arm des Mannes.

„Es kommt alles wieder in Ordnung“, flüsterte er.

Dann stand er auf und folgte seiner Mutter nach draußen.

Wenige Minuten später saß Benjamin im Auto seiner Eltern. Er schaute aus dem Fenster und sah zu, wie Häuser, Bäume und Wiesen vorbeizogen.

„Wie ist es, wenn man stirbt?“, fragte er seine Eltern.

Ein paar Sekunden war außer dem Brummen des Motors nichts zu hören, dann fragte Benjamins Vater: „Wie kommst du darauf?“

Benjamin wollte schon von dem Mann und seiner Tochter Viktoria erzählen, doch irgendetwas hielt ihn davon ab.

„Einfach so.“

„Niemand weiß, was nach dem Tod passiert“, sagte sein Vater.

„Aber es ist nicht schlimm“, meinte seine Mutter. „Man muss keine Angst davor haben, denn man kommt danach an einen schönen Ort.“

„Das können wir nicht mit Sicherheit sagen“, entgegnete Benjamins Vater. Seine Mutter warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu, so als hätte er etwas Falsches gesagt.

„Wie auch immer“, sagte sein Vater. „Sicher ist, dass du dir darüber keine Gedanken zu machen brauchst.“

Benjamin sagte nichts mehr. Es gab so vieles, das er nicht verstand. Warum manche Menschen sterben mussten, während andere leben durften. Warum kaum jemand Zeit dazu fand, glücklich zu sein. Warum das Auto, in dem er jetzt saß, das Leben von Menschen beenden konnte. Und warum Ärzte mit ein paar einfachen Worten Eltern alle Hoffnung nehmen konnten.

Doch selbst wenn es keine Hoffnung gab, konnte man doch an etwas glauben.

Benjamin schloss die Augen und sprach ein stummes Gebet für die kleine Viktoria.

Hannes Hörndler

Kukuruz



Bauer Schweighofer schaut auf sein Kukuruzfeld. Die letzte Hoffnung auf ein gutes

Erntejahr – dahin! Überall, wo er hinsieht – brüchig, braune Pflanzen mit verdorrten, kleinen Kolben. Es ist einfach zu lange trocken gewesen! „Himmel, Arsch und Zwirn“, flucht er laut und hofft, dass weder sein Sohn auf dem Traktor noch der Herrgott da oben ihn hören können. Aber das hat einmal raus müssen! Dann atmet der Bauer tief durch, richtet sich seinen Strohhut zurecht und steigt auf den Steyr-Traktor auf.

„Und – so schlimm?“, fragt sein Sohn Gustav vom Beifahrersitz aus, der ihn doch fluchen gehört hat.

„Leider. Da ist gar nichts zu gebrauchen.“

„Aber ich sehe doch etliche Kolben auf den Pflanzen ...“

„Zu klein und schon völlig ausgetrocknet! Die ganze Ernte ist unbrauchbar!“

Herr Schweighofer startet den Motor und fährt los.

Auch wenn die Fahrt mit dem Traktor vom Feld bis zum Hof eine kurze ist, dieses Mal kommt sie Gustav wie eine halbe Ewigkeit vor. Eigentlich hat er seinen Vater wieder fragen wollen, ob er das letzte Stück selbst hinter dem Steuer sitzen dürfe. Weil immerhin ist er schon dreizehn Jahre alt und sein Vater hat ihm das schon oft erlaubt. Aber Gustav weiß, dass jetzt nicht der richtige Zeitpunkt dafür ist.

„Mistet du bitte aus?“, fragt Herr Schweighofer seinen Sohn, als der den Traktor im Heustadl abgestellt hat.

Gustav nickt.

„Danke“, sagt sein Vater leise und wendet sich den Hühnern zu. Die Wasserzufuhr der Trinkanlage ist verstopft, wenigstens das möchte er heute noch hinbekommen.

Gustavs Mutter hat bereits die Jause hergerichtet. Auf dem großen, alten Eichentisch stehen nur Produkte, die sie selbst am Hof herstellen: Brot, Speck, Käse, Tomaten, Eier, Apfelsaft und Birnenmost. Alle drei langen kräftig zu. Bei den Schweighofers wird zuerst gegessen, dann geredet.

„Schatz – wir haben heuer echt ein Problem“, bricht Herr Schweighofer sein Schweigen, als er sich mit einer Serviette den Mund abputzt.

„Ich konnte es schon von deinem Gesichtsausdruck ablesen, dass irgendetwas nicht stimmt. Es ist der Kukuruz, stimmt’s? Wie viel Ausfall haben wir zu beklagen? Etwa 50 Prozent? Mehr ...?“

„Die Pflanzen tragen nur gelbe Blätter – der Rekordsommer hat leider alles vernichtet.“

Frau Schweighofer wäre beinahe die leere Jausenplatte aus der Hand gerutscht. Nach dem ersten Schock stellt sie das Blech auf die Abwasch und wendet sich wieder ihrem Mann zu.

„Wir sollten nächstes Jahr auf Roggen oder Weizen umstellen, die vertragen die Trockenheit besser. Und dieses Jahr heißt’s einfach durchtauchen.“

„Übers nächste Jahr brauchen wir uns noch keine Sorgen zu machen“, meint ihr Mann. „Jetzt brennt der Hut! Und wie er brennt! Uns geht das Geld aus! Wenn es nur der Kukuruzausfall gewesen wäre, okay. Aber im Juni hat ja der Hagel unser Dach zerstört und den Keller geflutet.“

„Haben wir da nicht den Schaden von der Versicherung ersetzt bekommen?“, will Gustav wissen.

„Zum Teil ja, aber leider nicht alles. Wir haben ja auch investieren müssen und deswegen um einen höheren Kredit bei der Bank angesucht. Ich habe mich auf die Kukuruzernte verlassen, aber jetzt ...“

„Irgendwie werden wir da schon rauskommen ...“, versucht Gustavs Mutter zu beruhigen. „Das haben wir immer noch geschafft!“ Sie gehört zu der Gattung Mensch, die das Glas halb voll sieht und nicht halb leer.

„Puh – ja, das sagt sich so leicht. Aber ich bin mit meinem Latein echt am Ende. Wenn uns in den nächsten Wochen nichts einfällt, werden wir den Großteil unseres Grundstücks verkaufen müssen. Wenn nicht sogar der gesamte Hof auf dem Spiel steht ...“

Gustavs Mutter greift nach der Hand ihres Gatten, aber der zuckt zurück. Wortlos steht er auf und verlässt die Küche. Nicht einmal seinen abendlichen Nusschnaps hat er sich genehmigt.

Gustav tauscht Blicke mit seiner Mutter. Ein bisschen jammert er ja immer, sein Vater, aber Gustav kann sich nicht erinnern, dass er so offen mit seiner Familie über Geld gesprochen hat. Und genau das bereitet ihm Sorgen und macht ihm Angst.

Nachdem er seiner Mutter beim Wegräumen geholfen und danach geduscht hat, verschanzt er sich auf sein Zimmer. Irgendwie muss er doch helfen können! Wie immer, wenn er am Grübeln ist, wirft er einen Gummiball von seinem Bett aus auf die Wand. Meistens fängt er ihn, manchmal greift er daneben und muss ihn unter dem Bett herausfischen.

„Was könnte helfen?“, stellt sich Gustav immer wieder die gleiche Frage. „Wie kann man die ganze Sache noch hinbiegen?“ Und genau in dem Moment, als er den Ball so heftig gegen die Wand schlägt, dass er auf seinen Kopf fällt, hat er eine genial verrückte Idee ...

Am nächsten Tag trommelt Gustav seine beiden Freunde Max und Flo zusammen. Wie immer hängen sie am Skaterplatz ab, wo sie über die Rampen fetzen und im Anschluss in Ruhe plaudern können. Gustav schildert Max und Flo von dem Kukuruzausfall und den damit entstandenen Geldproblemen. „Und dann ist mir eine Idee gekommen, mitten in der Nacht. Mein Vater hat mich für verrückt erklärt, er hält keine großen Stücke davon. Niemand würde sich für so einen Schwachsinn interessieren, meint er. Also nehme ich es selbst in die Hand. Aber ehrlich gesagt, alleine kann ich das nicht auf die Beine stellen ...“

„Was nicht auf die Beine stellen?“, fragt Flo. Weil der Wind weht, fliegen ihm seine roten Locken ins Gesicht.

„Ich möchte das größte Schatzsuchspiel machen, das es je im Mostviertel gegeben hat. Direkt in unserem Kurukuz. Und ein Kukuruzfeld mit drei Hektar Fläche ist doch der perfekte Ort, um Sachen darin zu verstecken! Oder was meint ihr dazu?“

„Geile Idee“, sagt Max.

„Ich würd da selber gern mitmachen wollen“, erwidert Flo fast ein bisschen wehmütig. „Aber es riecht nach verdammt viel Arbeit.“

„Stimmt“, sagt Gustav. „Alleine, wenn ich schon dran denke, die ganzen Eintrittskarten zu gestalten, zu drucken und zu verkaufen ...“

„Woher willst du die Preise nehmen?“, will Max wissen.

„Viele Geschäftsleute kennen meinen Vater und kaufen bei uns Brot, Eier, Käse, Milch, Saft und Schnaps. Sie wissen, dass es heuer bei uns schlecht gelaufen ist. Ich denke, da werden etliche Firmen schon irgendwas springen lassen. Und wir selber erzeugen ja auch Produkte am Hof ...“

„Und wie können wir dir helfen?“, will Max wissen.

„Zuerst müssen wir die Preise sammeln. Und dann brauche ich jemanden, der Flyer und Eintrittskarten gestalten kann. Da habe ich natürlich an dich gedacht, Max. Du bist unser Grafikgenie in der Schule.“

„Und ich mach die Werbung im Internet“, sagt Flo.

„Richtig. Du hast ja einen Account auf Facebook. Und mit den Zeitungen und dem Radio werde ich reden. Ich werde ihnen von unserer Geschichte erzählen.“

In den nächsten vier Tagen haben die drei Jugendlichen sämtliche Geschäfte und Firmen in der Umgebung abgegrast. Ein paar Mal sind sie abgewimmelt oder auf später vertröstet worden, aber die Anzahl der Spenden hat selbst Gustav überrascht. Insgesamt dreiundsechzig Gewinnspielartikel haben sie sammeln können: Kleinigkeiten wie Brettspiele aus dem Spielzeugladen, ein Skatebord aus dem Sportartikelgeschäft und eine handgeschnitzte Krippe eines örtlichen Schnitzers – Gustav ist froh und dankbar darüber, dass seine Freunde so fleißig mitgeholfen haben.

„Die Hauptpreise fehlen uns irgendwie noch ...“, meint er nach Begutachtung der gesammelten Artikel.

„Warum bietest du nicht einfach einen Urlaub auf deinem Bauernhof an?“, schlägt Max vor. „Kostet dir fast nichts und Familien machen gerne sowas. Hühner füttern, Traktor fahren, Grillabende ...“

„Aber natürlich – geniale Idee“, freut sich Gustav.

„Und dreihundert Euro als Hauptpreis sind auch noch locker drinnen, wenn du nur genug Karten verkaufst“, meint Flo. „Es wird Zeit, dass du noch einmal mit deinen Eltern redest. Willst du, dass wir mitkommen?“

„Und wie ich das will! Danke Jungs, ihr seid echt die besten ...“

Es ist ein schwieriges Gespräch, das Gustav mit seinen Eltern führt. Aber schließlich haben er und seine Freunde sie von ihrem Vorhaben überzeugen können. „Von mir aus – warum eigentlich nicht?“, lenkt Herr Schweighofer ein. „Verlieren können wir ja nichts. Ich glaub zwar nicht, dass viele mitmachen werden. Wer irrt schon freiwillig in einem Kukuruzfeld herum? Aber meinen Segen habt ihr.“

Eine Woche später kann es Gustav kaum glauben, welche Dynamik seine Idee genommen hat. Jede örtliche Zeitung berichtet von der großen Kukuruzschatzsuche, die am 18. September bei den Schweighofers stattfinden wird. Selbst Radio Niederösterreich lädt Gustav und seine Freunde ein, um ihre Idee vorzustellen. Der Verkauf der Eintrittskarten läuft so gut, dass sie mit dem Drucken kaum nachkommen.

Am Abend vor dem großen Tag haben die Schweighofers noch eine Besprechung.

„Zweitausendeinhundertsiebenunddreißig Karten haben wir verkauft“, berichtet Gustav seinem Vater stolz. „Wir haben pro Eintritt fünf Euro verlangt, das macht insgesamt 10.685 Euro. Minus dreihundert Euro Abzug für den Hauptpreis und die Ausgaben für Flyer- und Kartendruck. Somit bleiben uns jetzt schon rund zehntausend Euro. Und die Leute werden uns morgen die Bude einrennen und uns alles abkaufen: Säfte, Speck- und Käsebrot und viele werden Mitbringsel von unserem Hof haben wollen. Na, was sagst du jetzt???“ Herr Schweighofer sagt gar nichts dazu. Aber Gustav erkennt in seinen glasigen Augen, dass er nicht nur glücklich, sondern auch stolz auf ihn ist.

Am nächsten Tag scheint die Sonne auf das Kukuruzfeld. Knapp tausendfünfhundert Leute – etliche haben die Karten nur aus Solidarität für die Schweighofers gekauft – warten darauf, dass das Absperrband von Gustav durchschnitten wird und es endlich losgeht. Max' und Flos Familien helfen Gustavs Eltern beim Getränke- und Essensverkauf, während Gustav und seine Freunde sich um das Schatzspiel kümmern. Die Preise wurden schon am Vorabend im Feld versteckt.

Eine alte Schrotflinte eines Jägers und das symbolische Durchschneiden des roten Bandes geben den Startschuss für das Spiel. Familien, Jugendliche, Gustavs Freunde und selbst seine Lehrer stürmen in das Feld, um sich einen der begehrten Schätze zu sichern. Alle müssen in Zweierteams ausrücken und ein Handy dabei haben, falls sie sich im dichten Kukuruz verirren würden. Knapp vier Stunden lang dauert das Spektakel, bis eine Leuchtrakete das Ende knapp vor der Dunkelheit verkündet.

Die meisten kommen aufgeregt und ausgelaugt aus dem Feld heraus. Manche halten einen Preis in den Händen. Bis auf den Fußball sind alle Artikel gefunden worden.

„Naja, der wird schon wieder auftauchen“, meint Flo. Das Kuvert mit den dreihundert Euro hat der Bürgermeister mitten im Feld entdeckt, der diesen Betrag selbstredend der Familie Schweighofer spendet. Den Urlaub auf dem Bauernhof gewinnt ironischerweise der Nachbarhof.

„Ihr könnt den Urlaub auch gerne Verwandten oder Freunden schenken“, schlägt Gustav vor.

„Nein, den werden wir selbst antreten. Schlafen können wir ja zuhause, aber dann kommen wir tagsüber wieder einmal öfter zusammen.“

Die Einkünfte sind so großartig gewesen, dass nicht nur der Hof und das Grundstück gerettet werden können, es geht sich für Gustavs Freunde sogar ein neues Waveboard fürs fleißige Mithelfen aus. Und das Spiel hat so großen Anklang gefunden, dass es im nächsten Jahr wiederholt werden wird.

Elisabeth Steinkellner

K Ü R B I S

„Hallo“, sagte ich.

Die Andere zuckte zusammen. „Hallo“, erwiderte sie dann.



„Was schaust du da?“, fragte ich, ohne zu wissen, ob sie mich verstehen konnte, und deutete mit dem Kinn ungefähr auf jene Stelle im Maschendrahtzaun, der sie sich so konzentriert gewidmet hatte.

Für einen Augenblick trat ein Lächeln in ihr Gesicht. „Da“, meinte sie. „Schau!“ Auf Zehenspitzen stehend lugte ich über den brusthohen Zaun auf ihre Seite hinüber, konnte aber nichts Besonderes erkennen. „Was is da?“

„Na, *da*“, sagte sie wieder und deutete zur Verstärkung mit dem Finger.

Ich lehnte mich vor, so weit es der Zaun erlaubte, und ließ meinen Blick über das ganze Grünzeug wandern, das von unserer Seite des Gartens zum Nachbargrundstück hinüberwucherte. Mama legte keinen Wert auf einen feinen, englischen Garten, sie ließ einfach alles wuchern und wachsen, wie es wollte.

„Ich seh nix Besonderes“, erklärte ich schließlich und zuckte mit den Schultern.

Die Andere runzelte die Stirn. „Du musst herüber kommen“, meinte sie dann, wedelte mit der Hand und deutete mir, über den Zaun zu steigen.

Ich zögerte. Es war ewig her, seit ich auf der anderen Seite des Zaunes gestanden war. Zuletzt, als die Schneiders da gewohnt hatten, also vor fast fünf Jahren.

Danach war der alte Dietz, der immer besoffen gewesen war, eingezogen und nach ihm war für ein, zwei Jahre ein Ehepaar mit zwei großen, kläffenden Hunden da gewesen, aber immer nur an den Wochenenden. Im letzten Jahr war das Haus überhaupt leer gestanden. Und vor ein paar Tagen waren

schließlich die Neuen angekommen. Max war zufällig am Fenster gestanden und hatte sie zuerst gesehen.

„Da kommen welche“, hatte er beiläufig gemurmelt, und sich gleich wieder seinem Handy gewidmet. Ich hatte mich neugierig neben ihn gestellt und große Augen gemacht, weil die immer mehr Zeug aus dem Kombi befördert hatten, obwohl sie selbst ja auch darin Platz gehabt haben mussten. Immerhin fünf Leute, zwei Erwachsene und drei Kinder.

Die Andere lächelte mich immer noch auffordernd von der gegenüberliegenden Seite des Zaunes an.

„Wie heißt du eigentlich?“, fragte ich.

„Zahra“, gab sie zurück. „Und du?“

„Ich bin die Lilli“, sagte ich, suchte mir ein passendes Loch im Maschendraht, stieg mit einem Fuß hinein und sprang über den Zaun.

Kurz standen wir uns gegenüber und musterten einander, dann ging Zahra zu der Stelle am Zaun, wo sie vorhin gestanden war, und winkte mich heran.

„Schau!“

Ich folgte ihr.

Ein Kürbis aus unserem Gemüsegarten war praktisch durch den Maschenzaun *durchgewachsen*, er quoll durch die kleine Öffnung und hing halb auf unserer, halb auf Zahras Seite.

„Wow“, staunte ich, „sowas hab ich noch nie g'sehn.“

Zahra lächelte.

„Der g'hört uns beiden“, erklärte ich. „Den müssen wir gemeinsam verkochen.“

Jetzt lachte sie.

„Das Problem is nur ...“, fiel mir ein, „... dass ich nicht kochen kann.“

„Ich kann“, sagte Zahra und nickte zuversichtlich.

„Echt?“, fragte ich ungläubig. „So richtig?“

Sie zog die Schultern hoch. „Naja ... bisschen.“

Wir lachten.

„Bisschen reicht“, beschloss ich.

Es raschelte und Baghira tauchte zwischen dem grünen Gewuchere auf. Sie gähnte und streckte sich und bohrte genüsslich ihre Krallen in die Erde.

„Komm rüber, Baghi“, forderte ich sie auf, sie mauzte und war dann mit zwei Sätzen über den Zaun.

„Deine?“, fragte Zahra.

Ich nickte.

Baghira strich ihr schnurrend um die Beine und Zahra hockte sich hin und streichelte sie.

„Meine Großeltern hatten auch eine Katze“, sagte sie, „früher. Zuhause. Aber jetzt nicht mehr am Leben.“

Ich stand betreten da und wusste nicht, was ich sagen sollte. Wer ist nicht mehr am Leben, dachte ich, die Katze? Oder die Großeltern? Aber ich traute mich nicht zu fragen.

„Wie lang bist du schon in Österreich?“, fragte ich stattdessen.

„Zwei Jahre.“

„Und wie alt bist du?“, bohrte ich weiter.

„Dreizehn.“

„Cool, dann kommst vielleicht in meine Klasse!“, rief ich.

Zahra schien sich über meine Begeisterung zu freuen.

„Du darfst jedenfalls auf keinen Fall in die Parallelklasse kommen“, fuhr ich fort, „weil da is die Kathrin. Die nennt sich selber Kate, weißt eh, wie die Herzogin, und sie glaubt, sie is die Schönste und Tollste und alle Buben stehen auf sie.“

Ich verdrehte die Augen. „Naja, kannst dir eh vorstellen.“

Zahra sah mich neugierig an und plötzlich schämte ich mich ein bisschen, denn wahrscheinlich kannte sie die Herzogin Kate gar nicht, und wer weiß, ob es dort, wo sie herkam, auch so eingebildete Tussis gab wie die Kathrin.

Obwohl – die gab es sicher überall auf der Welt.

„Ich treff mich jetzt dann mit ein paar Freunden aus meiner Klasse, oben am Hollerhügel. Du könntest mitkommen“, schlug ich vor.

„Hollerhügel?“

„Gleich da vorn, schau.“ Ich deutete mit dem Arm. „Man sieht sogar hin, dort, wo die Bank steht.“

Zahra nickte. „Okay, ich frag, ob ich darf.“

„Ahso, du musst fragen ... ja sicher. Weil du ja grad erst herzogen bist, gell?“

Zahra nickte.

Oder darf sie etwa gar nicht alleine aus dem Haus?, dachte ich. Vielleicht nur in Begleitung ihres Vaters oder irgendwelcher männlicher Verwandten? Davon hatte ich jedenfalls schon gehört.

„Is ja in Sichtweite“, betonte ich und hoffte, ihre Eltern würden das als Argument gelten lassen. „Ich geh schon mal voraus, ja?“

Sie nickte wieder. „Okay“, sagte sie, winkte kurz und lief ins Haus.

Ich sprang zurück über den Zaun und machte mich auf den Weg zum Hollerhügel.

Laura und Taemin waren schon da, als ich kam. Hatten die ganze Bank für sich und saßen trotzdem mehr auf- als nebeneinander.

„Is da vielleicht noch ein Platz frei zwischen euch?“, witzelte ich. „Ich mach mich eh ganz schmal.“

Kurz schauten die beiden verlegen drein, dann machten sie Anstalten, auseinander zu rutschen, aber ich winkte lachend ab und ließ mich neben Laura nieder.

„Na“, meinte sie und tätschelte mein Bein, „gibt's was Neues? Hast was Weltbewegendes erlebt seit gestern?“

Taemin lachte. In unserem Dreitausend-Seelen-Kaff tat sich natürlich nie was Weltbewegendes.

„Naja“, begann ich, „ich hab die neuen Nachbarn kennengelernt, wisst's eh, die Flüchtlingsfamilie, die vor ein paar Tagen einzogen is. Also eigentlich hab ich nur die Zahra kennengelernt. Sie is dreizehn, vielleicht kommt sie in unsere Klasse.“

„Ogott, Schule“, stöhnte Taemin, „bitte erinner mich nicht dran!“

In einer Woche startete das neue Schuljahr und Taemin hasste die Schule. Weil seine Eltern ausschließlich Glanzleistungen von ihm erwarteten, und wenn Taemin dafür lernen musste bis spät in die Nacht, dann sollte er das ihrer Meinung nach eben tun. Immerhin waren sie es aus ihrer eigenen Jugend in Korea auch so gewohnt, hatte Taemin mal erzählt.

„Ich hab die Zahra g'fragt, ob sie auch herkommen mag“, erklärte ich, „aber sie muss noch mit ihren Eltern reden.“

Im selben Moment fiel mir ein, dass ich eigentlich *vorher* hätte klären sollen, ob die anderen überhaupt damit einverstanden waren.

„Ist das ... eh okay für euch?“, setzte ich daher vorsichtig nach.

„Nix dagegen“, meinte Laura. „Woher kommt sie eigentlich?“

Sebi trabte den Hügel rauf. „Woher kommt *wer*?“, fragte er, schob sich seine überdimensional großen Kopfhörer von den Ohren und schlug mit Taemin ein.

„Die Lilli hat eine neue Nachbarin“, erklärte Laura. „Also woher is sie jetzt, Lilli?“

Ich zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung.“

„Hast sie gar nicht g'fragt?“

Verlegen schüttelte ich den Kopf. „Ganz vergessen.“

„Vielleicht darf sie sich ja gar nicht mit uns treffen“, gab Laura zu bedenken.

„Logo darf sie“, meinte ich zuversichtlich, und tatsächlich kam Zahra im selben Moment den Hügel herauf.

„Hallo“, sagte sie, als sie vor uns stand, blickte kurz die anderen an und blieb dann mit den Augen ein bisschen hilfeschend an mir hängen.

Ich sprang von der Bank auf und stellte mich neben sie.

„Also, das is die Zahra“, verkündete ich. „Sie wohnt seit ein paar Tagen neben mir und wir haben einen gemeinsamen Kürbis.“

Taemin kicherte. „Ihr habt's einen gemeinsamen Kürbis?“

Er und Sebi brachen in Gelächter aus.

„Ihr seid's echt so peinlich“, meinte Laura kopfschüttelnd, löste ihre Finger aus denen von Taemin, erhob sich und stellte sich zu Zahra und mir.

„Ich bin die Laura“, erklärte sie, streckte Zahra die Hand hin und die beiden begrüßten sich. „Weißt du, meine Mama hat auch flüchten müssen.“

Zahras Blick fror für eine Sekunde ein, dann lächelte sie wieder, aber es wirkte jetzt irgendwie gequält.

„Deine Mama ist geflüchtet?“, fragte ich und schaute Laura ungläubig an.

„Ja, aus Ungarn“, erklärte sie schulterzuckend.

„Aber die spricht doch perfekt deutsch“, schaltete sich jetzt auch Taemin ein.

„Sie war ja auch noch ein Kind, als sie herkommen is. Sie hat halt von klein auf deutsch g'lernt. Und *du* sprichst ja auch perfekt Deutsch, obwohl du nicht da geboren bist.“

Taemin zuckte mit den Schultern. „Ja, eh.“

„Und kannst du auch ungarisch?“, wollte Sebi wissen.

Laura schüttelte den Kopf. „Nicht wirklich. Also reden gar nicht, aber ich versteh's ein bissl.“

„Cool“, meinte Sebi.

„Ich hab das gar nicht g'wusst, das mit deiner Mama“, murmelte ich und kam mir plötzlich ziemlich dumm vor. „Wieso hast das nie erzählt?“

„Ich hab's sicher mal erwähnt, aber wahrscheinlich hast dir gar nicht so viel dabei dacht und es wieder vergessen.“

„Wahrscheinlich“, nickte ich und war immer noch baff. Ich kannte Laura seit drei Jahren und hatte geglaubt, ich wüsste alles von ihr.

Ich blickte zu Zahra, das Thema schien ihr unangenehm zu sein, also wollte ich schnell von etwas anderem zu erzählen beginnen, aber da sagte Sebi: „Ich hab übrigens einen Onkel, der vor ein paar Jahren nach Griechenland ausg'wandert is.“

„Griechenland is super“, meinte Taemin, „da war ich mal auf Urlaub.“

„Mein Onkel hat dort eine Taverne“, fuhr Sebi fort. „Wir haben ihn vorigen Sommer besucht und ich hab fast jeden Abend in der Küche g'holfen. Und wenn keiner g'schaut hat ...“, er grinste von einem Ohr zu anderen, „... hab ich immer heimlich vom Ouzo trinken.“

„Ja, sicher“, meinte Laura spöttisch, aber in ihrem Blick lag auch ein bisschen Bewunderung.

„Meine Tante hat ein Restaurant in Beirut“, warf Zahra vorsichtig ein. „Die Leute sagen, sie macht die besten Falafel der Stadt.“

„Geil, Falafel!“, rief Sebi. „Meine Mama hat die auch mal probiert, aber es is nur Gatsch draus g'worden.“

Zahra kicherte und die anderen stimmten ein.

„Wieso habt's ihr eigentlich alle Verwandte aus anderen Ländern?“, rief ich mitten in das allgemeine Gelächter hinein. „Meine eine Oma kommt aus der Wachau und meine anderen Großeltern wohnen in Mistelbach. Und meine Onkeln und Tanten leben auch alle in Österreich. Das is ja voll fad.“

Die anderen blickten mich gespielt mitleidig an.

„Ja, das is echt m-e-g-a fad“, witzelte Sebi, und Laura boxte ihm in den Oberarm.

„Ah, Lilli“, rief Taemin plötzlich, „mir fällt da grad was ein! Vor ein paar Tagen hab ich deinen Bruder g'sehen, auf der Bank drüben beim Kramer Teich.“

„Ja, und?“, wollte ich wissen.

„Na, er is dort mit einem *Mädchen* g'sessen.“

„Erzähl uns was Neues“, meinte Laura gelangweilt, „der Max hat halt wieder mal seine Freundin gewechselt. Und was soll da dran jetzt so aufregend sein?“

„Najaaa“, erwiderte Taemin gedehnt, „vielleicht interessiert's die Lilli ja, *wer* die neue Freundin vom Max is.“ Er lächelte geheimnisvoll.

„Also gut, wer is sie?“, fragte ich halbherzig.

„Es is ...“, Taemin schaute so verschwörerisch drein, wie er nur konnte, „...die *Gül!*“

„Die Gül?“ Ich brauchte eine Sekunde, bis ich verstand, aber dann rief ich: „Aaah, die Gül!“, und blickte triumphierend in die Runde.

Aber Laura schüttelte energisch den Kopf. „Nein, nein, vergiss es. Auf den Max kannst dich nicht verlassen, in zwei Monaten hat der schon wieder eine andere.“

Ich tat enttäuscht und zog schmollend die Unterlippe nach vorne.

„Tja dann, liebe Lilli“, warf Sebi ein, „bleibt dir wohl nix and'res übrig, als dir selber einen exotischen Lover zu suchen.“ Er grinste mich breit an.

„Haha“, gab ich zurück und schnitt ihm eine Grimasse.

„Oder selber auszuwandern“, schlug Laura vor. „Ich an deiner Stelle würd irgendwohin ziehen, wo es das ganze Jahr warm is.“

„Hm“, überlegte ich, „vielleicht nach ...“

Mein Blick fiel auf Zahra, die mit ernster Miene zu Boden starrte.

Und mit einem Mal wurde mir bewusst, wie gedankenlos unser Gespräch auf sie wirken musste. Wir scherzten da so leichtfertig über Dinge, von denen wir in Wahrheit keine Ahnung hatten. Keine Ahnung davon, wie das ist, wenn man sein Zuhause verlässt und irgendwo ein ganz neues Leben beginnt. Oder gar fliehen und alles zurücklassen muss und in ein anderes Land verpflanzt wird, in dem alles fremd ist, und wo von einem erwartet wird, dass man sich einer Kultur anpasst, die nicht die eigene ist. Wahrscheinlich vermisste Zahra ihre alte Heimat immer noch jeden Tag.

Den anderen schien gerade das Gleiche durch den Kopf zu gehen, denn wie auf Kommando verstummten wir alle und sahen betreten auf unsere Schuhspitzen. „Ich muss jetzt gehen“, murmelte Zahra in die plötzliche Stille hinein, schaute kurz auf und drehte sich dann ohne ein weiteres Wort um.

Taemin hob die Hand, Sebi murmelte „Ciao“, und Laura rief: „Tschüs, Zahra, bis bald.“

Ich kaute auf meiner Unterlippe herum und sah ihr nach. Als sie schon fast am Ende des Hügels angekommen war, gab ich mir endlich einen Ruck und lief ihr hinterher.

Keuchend holte ich sie ein. „Ich wollt ...“, begann ich und brach wieder ab. „Naja, also ich ...“

Sie warf mir einen kurzen, fragenden Blick zu, aber ich sah schnell zu Boden, weil ich nicht wusste, was ich sagen sollte.

Schließlich verlangsamte sie ihren Gang und eine Weile schlenderten wir schweigend nebeneinander her.

„Wann wollen wir denn uns'ren Kürbis kochen?“, fragte ich irgendwann vorsichtig.

Zahra zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht morgen?“, schlug ich vor und blieb stehen.

Sie blieb ebenfalls stehen, wandte mir den Kopf zu und nickte. „Ja, okay.“

„Willst zu mir kommen?“, fragte ich.

Einen Moment lang schien sie zu überlegen.

„Komm lieber du zu mir“, entschied sie dann.

Und das tat ich. Am nächsten Tag. Und am übernächsten. Und an vielen, vielen weiteren im Laufe der nächsten Monate. Und irgendwann war das Loch im Maschendrahtzaun, in das ich immer hineintrat, wenn ich auf Zahras Seite hinübersprang, so groß, dass sogar meine Katze Baghira hindurch passte.

Rachel van Kooij

Der Wald der besiegten Bäume

Der Wald war eigentlich nur ein abgetrenntes Waldstück, das hinter dem Haus der Spinnerten begann und sich zwischen der Nebenstraße zum Dorf im Norden, den Maisfeldern im Westen und der aufgelassenen Bahnstrecke im Süden erstreckte.



Für den Tourismusverein war dieser Wald bedeutungslos. Kein einziger Wackelstein, keine Ruine, nicht einmal Reste einer Ruine, keine Schlucht, kein Wasserfall, keine Höhle, kein Römerweg. Ein Wald ohne Hinweisschilder und Wanderwege. Eine Ansammlung von Bäumen, die vielleicht nur noch da waren, weil sie niemandem sonderlich im Weg herumstanden.

Trotzdem hatte dieses Waldstück etwas Seltsames an sich. Irgendjemand hatte so ziemlich jeden großen Baum mit einer Farbmarkierung versehen, entweder zwei Streifen in rot und grün oder einem blauen Kreis mit einem gelben Punkt. Markierungen, die überhaupt keinen Sinn ergaben. Manchmal standen fünf Bäume mit Streifen auf einem Fleck zusammen, sodass man nicht klug daraus wurde, in welcher Richtung man weiterwandern sollte. Dann wieder konnte man eine Reihe von blau-gelb markierten Stämmen sehen, die genau so plötzlich aufhörte, wie sie angefangen hatte.

Einmal hatte ein schwächlicher, älterer Vogelbeobachter das Waldstück betreten und war entsetzt wieder herausgekommen. Sein nächster Weg hatte ihn schnurstracks auf das Gemeindeamt geführt.

Zitternd vor Erregung beschimpfte er die Sekretärin mit einem Sprühregen von Spucke: „Alle Bäume umhacken wollen ... Erbarmungslos Spechtbrutplätze

zerstören ...“

Es dauerte eine ganze Weile, bis die Sekretärin ihn stoppen konnte, und noch länger, bis sie verstanden hatte, von welchem Wald die Rede war.

„Da fällt niemand einen Baum. Das ist noch Naturschutzgebiet“, hatte sie bestimmt gesagt.

„Ja, aber diese Markierungen! Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen.“

Der Mann zog ein Handy aus der Tasche, drückte und wischte und fuchtelte dann damit vor den Augen der Sekretärin herum: „Bin ja nicht blind oder blöd. Das ist ein Beweis. Da und da auch. Überall. Ein Schlachthof! Und wenn die Gemeinde nichts davon weiß, dann ist es vermutlich die Holzmafia, die da illegal schlägern will.“

„Jetzt hören's mal auf!“, rief die Sekretärin dazwischen. „Das sind doch keine Holzfällermarkierungen. Hier bei uns machen wir das mit einem weißen Kreuz. Da bekriegen sich wahrscheinlich zwei Indianerstämme.“

„Indianerstämme!“ Der Mann verschluckte sich fast. „Wollen Sie mich jetzt verschaukeln?“

„Die Apachen gegen Sioux, oder so ähnlich. Kinderkram eben. Und jetzt lassen Sie mich meine Arbeit machen.“

Sie hatte den protestierenden Vogelschützer ohne viel Federlesen einfach vor die Tür gesetzt und sich keine weiteren Gedanken über die außergewöhnlichen Markierungen mehr gemacht. Kinderkram eben.

Aber es war kein Kinderkram und mit Indianern hatte es überhaupt nichts zu tun. Es ging um eine Wette mit einem hohen Einsatz. Eine Wette zwischen Max und Marie. Und beiden war es bitterernst. Keiner wollte die Wette verlieren.

Wenn der Vogelschützer die markierten Bäume gezählt hätte, hätte er festgestellt, dass es 54 rotgrüne Bäume und 54 blaugelbe Bäume gab. Und ein einziger großer Baum war übrig. Wer den besiegte, hatte die Wette gewonnen. Es war eine Birke mit aalglatttem Stamm, keine Knoten, keine Vernarbungen. Nirgendwo konnte man Halt finden. Die ersten Seitenäste befanden sich hoch oben außer Reichweite. Und noch weiter oben war jene Stelle, wo Marie ihre beiden Bänder, blau und gelb, um den Stamm binden musste, um zu siegen. Der Beweis, dass sie tatsächlich oben gewesen war. Denn ohne Bänder im Wipfel war die Markierung unten am Stamm wertlos. Die Birke war schlank und eigentlich zu jung für die Wette, aber sie war die letzte, und ein Unentschieden kam weder für Marie noch für Max in Frage.

Marie stand jetzt zum zwanzigsten Mal vor dem Baum. An den ungeraden Tagen gehörte der Wald ihr. An den geraden Tagen durfte Max sein Glück versuchen. Sie hatten diese Zusatzregel vereinbart, als nur mehr die Birke übrig war.

„Wir können nicht gleichzeitig klettern, und so kommen wir uns nicht in die Quere“, hatte Max gesagt.

Neunzehn Mal hatte Marie versucht, den glatten Stamm zu bezwingen. Aber egal, was sie sich ausgedacht hatte, sie kam nie weiter als zwei bis drei Meter, bis ihre Kräfte nachließen und sie herabrutschte. Sie hatte aufgeschürfte Beine und Arme und seit vorgestern auch abgebrochene Nägel, weil sie versucht hatte, ihre Finger als Krallen zu benutzen.

„Du schaust wieder aus“, sagte ihre Mutter regelmäßig wie ein Uhrwerk. „Es ist zum Schämen. Die Leute werden noch glauben, dass wir dich nach Strich und Faden verprügeln.“

„Scheißbaum“, sagte Marie zur Birke und wischte sich die Hände an der Hose ab. Sie kontrollierte, ob sie die beiden Bänder ihrer Farbe griffbereit in den Hosenbund gesteckt hatte, wischte sich nochmals die Hände ab und atmete tief durch. Sie beschloss, es dieses Mal wieder mit einem Sprung zu versuchen. Damit würde sie immerhin einen Meter Abstand zwischen das Moos unter dem Baum und ihre Füße bringen. Sie trat ein paar Schritte zurück, nahm Anlauf und sprang. Sie umklammerte den Stamm, stemmte ihre Schuhe mit aller Kraft gegen den Baum. Es gelang. Sie konnte sich ein wenig aufrichten, mit den Händen höher greifen. Ach, wenn es doch für ihre suchenden Finger eine winzige Vertiefung oder wenigstens eine raue Stelle gegeben hätte. Aber so sehr sie auch ihre Fingerspitzen über den Stamm tasten ließ, er war überall makellos glatt.

Und es kam unweigerlich der Moment, an dem ihre Füße den Halt verloren und sie abrutschte. Sie konnte es gar nicht verhindern.

Am Boden sitzend, rieb sie sich die aufgeschürften Arme. So wie jedes Mal hatte sie das Gefühl, dass sie beobachtet wurde. Zuerst hatte sie noch geglaubt, dass Max sie vom Waldrand ausspionierte. Aber der Blick, das fühlte sie ganz deutlich, kam vom Haus. Einmal hatte sie sich rasch umgedreht und noch eine Bewegung hinter dem Dachfenster geahnt.

Die Spinnerte musste es sein. Sie kam tagsüber nie aus dem Haus. Nur in der Nacht, so sagten die Leute aus dem Dorf, spazierte sie in einem weißen Kleid wie eine zurückgelassene Braut durch ihren Garten und den Wald dahinter.

„Eine Verrückte eben“, sagten die Leute. „Aus der Stadt zugezogen, wie so viele andere zuvor.“ Genug leerstehende Häuser gab es ja, die für einen Apfel und ein Ei zu haben waren. Alchemisten, Energetiker, Schamanen und Geisterheiler aller Art, Männer und Frauen, die felsenfest daran glaubten, dass ein Grashalm,

ein Stein, ein Brocken Erde zu ihnen sprachen. Sie fuhren nicht mit dem Auto, sondern radelten, bis sie sich bei Glatteis im Winter etwas brachen. Sie kamen nicht ins Gasthaus, um einen Schweinsbraten zu essen, sondern befestigten Schilder an ihren Gartenzäunen, auf denen sie den Verkauf von Löwenzahnpesto und Brennnesselwein anpriesen.

„Als wären wir so hinterwäldlerisch, dass wir das Unkraut aus dem Garten fressen“, sagten die Leute.

Das Dorf war kein Touristenort und früher oder später verschwanden die Schilder auch wieder und mit ihnen die Menschen. Nur die Spinnerte war eines Tages gekommen und geblieben. An ihrem Zaun hingen keine Verkaufsschilder, und was sie den ganzen Tag über in ihrem Haus tat, wusste keiner. Nur Gerüchte gab es so viele wie Menschen im Ort. „Aus der Klapsmühle ausgerissen“, „sucht den Stein der Weisen“, „eine Hexe, die letzte echte“ ...

Und weil es keiner wusste und jeder daherredete, hatten Max und Marie miteinander gewettet. Derjenige, der weniger Bäume besiegt hatte, musste bei der Spinnerten anläuten und frech nachfragen.

Ihr großer Bruder hatte ihr einmal erzählt, dass er abends, als er mit dem Moped herumgefahren war, am Friedhof einen Schatten gesehen hatte. Eine Frau in einem weißen Kleid. Ein Zombie, eine Untote.

Da war wieder das Gefühl, dass sie beobachtet wurde. Marie stand auf. Am liebsten wäre sie davon gelaufen. Aber sie musste diesen letzten Baum besiegen, denn niemals würde sie sich trauen, mit der Spinnerten zu reden. Die war gefährlich, nicht nur spinnert. Das spürte Marie, und sie war sicher, dass, wenn man der zu nahe kam, etwas Schreckliches passieren würde. So etwas, wo dann alle im Ort den Kopf schüttelten und im Nachhinein behaupteten, dass

sie es immer schon geahnt hätten.

Marie beschloss noch einen Versuch zu wagen. Diesmal ohne Anlauf. Sie umfasste den Baum, stellte die Sohle ihres Schuhs gegen den Stamm. Aber sie bekam einfach keinen richtigen Halt, egal, wie fest sie presste. Die Sohle war zu steif und zu dick.

„Aber ohne Schuhe“, dachte sie auf einmal. „Ohne Schuhe geht es vielleicht besser.“

Rasch zog sie die Turnschuhe und Socken von den Füßen. Sie hasste es, barfuß zu gehen. Jeder Stein pikste sie. Wenn sie am Fluss baden ging, stelzte sie wie ein betrunkenen Reiter über den Kies zum Ufer. Papa lachte dann immer und rief: „Prinzessin Erbsenfuß, kommst du heute noch ins Wasser oder müssen wir einen Teppich ausrollen?“

Prinzessin Erbsenfuß! Sie konnte doch nichts dafür, dass ihre Fußsohlen so überempfindlich waren.

Aber vielleicht war das ihr Kapital? Vielleicht brachte ihr das den Sieg?

Sie stakete zur Birke und stellte ihren Fuß dagegen. Wie anders es sich jetzt anfühlte.

„Ich und der Baum“, dachte sie, „wir müssen zusammen arbeiten, nicht gegeneinander.“ Ein dummer Gedanke.

Marie holte Luft, schloss die Augen, um sich besser zu konzentrieren, streckte ihre Hände so weit nach oben, wie sie konnte, und fing an zu klettern. Ihre Zehen spürten die Rinde, und als sie sich aufrichtete und höher griff, rutschte der Fuß nur ganz wenig ab. Marie wusste nicht, ob es ihre Füße waren oder die Tatsache, dass sie blind kletterte, aber sie kam höher und höher. Bei jedem Klimmzug unterdrückte sie den Impuls, die Augen aufzumachen. Erst als ihre

suchenden Finger den ersten Seitenast erreichten und sie sich daran hochgezogen hatte, schaute sie hinunter.

Sie konnte es kaum glauben, dass sie tatsächlich all diese glatten Meter hinauf gelangt war, und wenig später hatte sie mühelos die Stelle erklettert, wo ihre Bänder hängen sollten.

Marie ließ ihren Blick zu den anderen Bäumen schweifen. Sie konnte die Bänder sehen, die blauen und gelben und die roten und grünen.

Sie griff nach hinten zu ihrem Hosenbund, zog die beiden Bänder heraus und knotete sie um den Stamm. Der letzte Baum war besiegt und sie hatte etwas geschafft, woran sie selbst beinahe nicht mehr geglaubt hatte.

Bevor sie unten ihre Markierung malte, umarmte sie nochmals die Birke und drückte ihre Wange gegen den Stamm.

„Du warst der letzte unbesiegte Baum“, sagte sie, „und ich, ich alleine aus eigener Kraft habe dich bezwungen!“

Und sie freute sich auf Max' Gesicht. Sie würde ihn morgen heimlich beobachten, wenn er seine Niederlage entdeckte, und dann würde sie darauf bestehen, dass er sofort bei der Spinnerten hineinging.

Sie rannte los, vorbei an dem Haus, und bemerkte nicht, wie der Vorhang im Dachfenster energisch zugezogen wurde. Sie sah auch nicht, wie die Spinnerte wenig später eine Leiter mühsam zum Waldrand schleppte, gegen den Stamm der Birke lehnte und hinaufstieg. Es war eine lange Leiter. Sie reichte aus.

„Glaubst du, dass ich blöd bin?“, schrie Max am nächsten Tag. „Sogar ein Blinder kann sehen, dass da oben keine Bänder hängen. Du hast einfach nur so die Markierung gemalt.“

„Nein, habe ich nicht! Der Wind muss sie weggeweht haben. Vielleicht habe ich

keinen doppelten Knoten gemacht. Ehrlich Max, ich war oben. Ich schwöre es.“

„Man kann alles schwören!“

Marie setzte sich und zog ihre Schuhe aus.

„Was soll das jetzt?“

„Ich werde es dir beweisen. Ich lüge nicht.“

„Dann los. Aber wenn es dir nicht gelingt, musst du bei ihr hinein.“

„Warum! Du hast es ja auch nicht geschafft.“ Marie war sich plötzlich nicht sicher, ob es ihr überhaupt ein zweites Mal gelingen konnte. Gestern war sie alleine gewesen. Sie hatte sich konzentrieren können und irgendwie waren die Birke und sie eins geworden. Obwohl das natürlich ein Blödsinn war. Ein Baum war ein Baum und ein Mensch ein Mensch.

„Na wird's bald!“, schmähte Max. „Oder war es doch anders? Kannst es ruhig zugeben.“

„Ich lüge nicht“, wiederholte Marie.

Ihr kam auf einmal der Gedanke, dass Max sie beobachtet, nachher dieselbe Technik angewandt und ihre Bänder losgebunden hatte. Die Markierung hatte er nicht wegwischen können. Und er hatte sich auch nicht getraut, die eigenen Bänder hinzuhängen. Denn das hätte bewiesen, dass er oben gewesen war und ihre entfernt hatte. Ja, so konnte es gewesen sein.

„Du warst nach mir oben“, sagte Marie. „Du hast mir zugeschaut, es genauso gemacht und dann meine Bänder losgebunden.“

„Was?“ Max war ehrlich überrascht. „Ich war nicht oben. Dieser blöde Baum ist viel zu glatt. Wir schaffen das nicht. Weder ich noch du. Niemand kann diese Wette gewinnen. Komm, wir überlegen uns etwas anderes.“ Er streckte seine Hand versöhnlich aus.

„Ich war oben!“, rief Marie.

Wenn der Wind die Bänder losgerissen hatte, dann konnten sie in irgendeinem

Baumwipfel rundherum gelandet sein. Ihr Blick schweifte suchend umher. Diesmal nicht unten am Boden, sondern oben in den Baumkronen, und dann sah sie etwas, was ihr Herz rascher klopfen ließ. Ihre Bänder hingen hinter dem verschlossenen Dachfenster der Spinnerten, genau in der Mitte.

„Max! Da!“ Marie zeigte hin.

Max war es, der wenig später die Schleifspuren entdeckte.

„Sie hat eine Leiter bis zum Baum geschleppt. Siehst du die zwei parallelen Linien? Dass uns das nicht sofort aufgefallen ist. Jetzt hast du wohl gewonnen.“ Er sagte es halbherzig und Marie konnte sehen, dass es ihm schwer fiel. Bestimmt hatte er genauso viel Angst wie sie, bei der Spinnerten anzuläuten und zu fragen, ob sie eine Hexe, ein Zombie oder etwas noch Schrecklicheres sei. Als könnte man so etwas überhaupt fragen. Eigentlich war es eine vollkommen bescheuerte Wette gewesen.

„Wir vergessen das Ganze“, sagte sie.

Aber Marie konnte es nicht vergessen. In den nächsten Tagen ging sie immer wieder in den Wald und schaute zum Haus der Spinnerten. Und sie entdeckte jedes Mal im Wald frische Schleifspuren. Die Spinnerte entfernte also nach und nach die Bänder aus den Bäumen. Sie schien auch zu wissen, dass Marie ihr Geheimnis durchschaut hatte, denn bald hingen die Bänder wie Girlanden vor allen Fenstern und ein geflochtener rotgrüner Kranz zierte die Tür.

„Wie das Knusperhäuschen“, dachte Marie. „Nicht lecker und süß, sondern bunt und fröhlich. Aber sie will mich damit locken.“

Marie holte Max, zeigte ihm alles.

„Sollen wir anläuten?“, fragte sie angespannt. „Ich glaube, sie will das. Aber ich

habe kein gutes Gefühl dabei. Paul sagt, sie sei ein Zombie.“

„Zombies gibt es nicht“, sagte Max vernünftig. „Und wir sind zu zweit.“

„Und wir laufen schneller.“

„Genau. In einem weißen Kleid kann sie bestimmt nicht über Stock und Stein springen, wie wir es können.“

Aber die Spinnerte trug kein weißes Kleid, sondern Jeans und eine bunte Tunikabluse. Sie hatte auch kein wallendes schwarzes Haar, wie der Briefträger behauptete, sondern einen dunkelblonden Kurzhaarschnitt. Sie schien auch nicht sonderlich überrascht zu sein, dass Max und Marie bei ihr auf der Türschwelle standen.

„Es wurde Zeit“, sagte sie bloß und machte eine einladende Bewegung ins Haus hinein.

Max schaute zu Marie und Marie zu Max.

„Dinnen sind wir gefangen“, dachte Marie. „Da können wir nicht mehr weglaufen. Und wie oft verbirgt sich Böses hinter harmlosen, freundlichen Gesichtern.“

„Besser nicht“, flüsterte sie unhörbar zu Max, aber der hatte wie Hänsel im Märchen einen unwillkürlichen Schritt nach vorne über die Schwelle gemacht.

„Kannst auch draußen stehen bleiben“, sagte die Frau. „Jeder, wie er will.“

Aber Marie folgte Max. Sie hatte das Gefühl, dass sie ihn nicht alleine lassen durfte.

Die Frau führte sie hinauf ins Dachgeschoß in ein großes Zimmer. Überall an den Wänden hingen Zeichnungen. Schwarzweiße Zeichnungen. Und auf diesen Zeichnungen sahen sie den Wald, die Bäume und ... sich selbst.

„Da fängt es an“, sagte die Frau und zeigte auf eine Stelle an der Wand, „und

dann im Uhrzeigersinn. Lasst euch Zeit. Ich mache uns einen Saft.“

„Ich trinke hier bestimmt nichts“, murmelte Marie. Die Frau war vielleicht tatsächlich nicht gefährlich, aber verrückt, komplett verrückt. Ein Zimmer mit Zeichnungen tapezieren, und dann noch solche Bilder.

Sie gingen die Wände entlang und sahen ihre eigene Geschichte. Wie sie am Rand des Waldes den Schwur leisteten, wie sie immer und immer wieder auf Bäumen kletterten, bis Marie auch die letzte Birke besiegt hatte. Die Frau hatte sogar eine Zeichnung von ihren Füßen gemacht. Aber obwohl es genau zeigte, was sie in den letzten Wochen gemacht hatten, so war es doch auch ganz anders, seltsam, absurd.

„Marie, hast du das gesehen?“ Max zeigte auf ein Bild, wo Marie ihr Gesicht an den Baumstamm schmiegte, während sie blind hinaufkletterte. „Sieh nur, deine Haut verschmilzt mit der Rinde. Das ist super gezeichnet.“

Marie sah es auch. Und es stimmte, so hatte sie sich gefühlt. Aber woher wusste die Frau das? Und überhaupt, all diese Bäume, die sie besiegt hatten. Marie sah, wie auf den Zeichnungen die Bänder wie Ketten die Wipfel fesselten, wie sie die stolzen Bäume in die Knie zwangen. Als wären Max und sie aus einem Krieg als Sieger hervorgegangen. Es war faszinierend und zutiefst beklemmend zugleich.

„Und“, sagte die Frau. „Gefällt es euch?“

„Die Bäume, sie tun mir leid.“ Es rutschte Marie heraus, aber es war genau das, was sie empfand. Das letzte Bild zeigte einen besiegten, todtraurigen Wald.

„Das wollten wir nicht“, sagte auch Max bestürzt und korrigierte sich dann. „Ich meine, so wie das gezeichnet ist, ist es nicht in Wirklichkeit. Bänder können keine Bäume fesseln. Und Marie und die Birke sind nicht zusammengewachsen.“

„Ich mag das Irreale“, sagte die Frau.

„Aber warum?“, fragte Marie. „Warum diese Zeichnungen? Warum ich und Max? Was wollen Sie eigentlich von uns?“

„Nichts“, sagte die Frau. „Ihr habt mir etwas geschenkt, und ich habe es angenommen.“

„Geschenkt?“

„Ja, diese Idee. Ich kam hierher, weil ich nicht mehr zeichnen konnte. Autoren nennen es eine Schreibblockade. Ich hatte eine Zeichenblockade. Und auch hier fiel mir nichts ein. Ich dachte, es wird besser, wenn ich mich ganz auf mich besinne. Dann dachte ich mir, ich will vielleicht etwas ganz anderes malen als bis jetzt. Kein buntes, lustiges Bilderbuch, sondern eins, das dunkel und seltsam ist. Also lief ich nachts herum, um eine Idee zu finden, einen Anfang. Dann sah ich euch und beobachtete euch. Und auf einmal konnte ich wieder zeichnen. Es war aber nicht so einfach. Ich musste die ganze Zeit aufpassen, damit ich euch nicht versäumte. Und dann hast du auch den letzten Baum erklettert.“

„Und die Geschichte war aus“, sagte Marie.

„Ein zu trauriges Ende.“ Max zeigte auf das letzte Bild.

Die Frau lächelte.

„Es ist noch nicht zu Ende“, sagte sie. „Oder?“

„Nein, Sie haben die Bäume wieder befreit.“

Die Frau nickte und zeigte auf einen großen Tisch in der Mitte des Raumes.

Dort lag noch eine Zeichnung.

Max und Marie betrachteten sie. Sie hatten erwartet, die Frau zu sehen, wie sie die Leiter durch den Wald schleppte. Aber so war es nicht. Sie sahen sich selbst mit harten triumphierenden Gesichtern und sie sahen einen kleinen alten Mann, mit einem Feldstecher. Er wirkte zerbrechlich, aber er stellte sich ihnen entgegen.

„Den habe ich auch gesehen“, erklärte die Frau. „Wie Don Quichotte kam er mir vor, fest entschlossen, diesen geknechteten Wald zu befreien. Eine unmögliche Aufgabe, oder?“

Marie schaute nochmals ihr Bildgesicht an. Sie sah den Stolz darin, dass sie die Birke bezwungen hatte. Aber hier auf diesem Bild war es ein hässlicher Stolz. So wollte sie nicht sein.“

„Er schafft es“, sagte Marie. „Er ist klein und lächerlich, wie er so da steht. Aber er ist mutig und er, er ...“ Sie musste nach Worten suchen und rannte dann zur Wand zu der Zeichnung, auf der ihr Gesicht mit der Rinde verschmilzt. Sie zeigte darauf. „Hier, ich habe den Wald besiegt, aber ich habe mich dabei auch verändert. Ein bisschen Wald ist in mich unbemerkt hineingewachsen. Du musst es auch auf diesem Bild in meinem Gesicht zeichnen. Und der kleine Mann hält es mir wie einen Spiegel vor die Augen.“

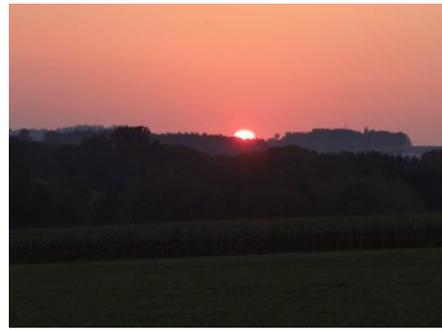
„Genau“, rief Max „und dann begreifen wir, dass wir uns selbst auch ein Leid zufügen, wenn wir den Wald nicht wieder befreien.“

„So könnte es sein“, sagte die Frau. „Ja, so könnte es sein.“

Sie griff nach einem Kohlestift und einem leeren Blatt Papier, und während sie anfang zu zeichnen, rannten Max und Marie in den Wald hinein. Als sie die Bäume hinaufkletterten, spürten beide, wie sie aus dem Haus beobachtet wurden.

Christoph Mauz

Wald Nacht



20:37

Schöner Schmarrn! Jetzt wird es gleich finster und ich habe immer noch keine Ahnung, wo genau ich bin. Das Einzige, das völlig außer Streit steht, ist die Tatsache, dass ich im Wald stehe. Mittendrin! Der Wald ist irgendwo im westlichen Niederösterreich. Zwischen Amstetten West und Oed-Öhling. Wenn ich die Augen zumache, dann höre ich Autobahngeräusche. Das heißt, ich hoffe, dass es Autobahngeräusche sind. Weil wenn das Geräusch zum Beispiel von Gelsen kommt, dann gute Nacht, Bertl! Bertl heiße ich übrigens. Bertl Panigl und ich hab mich verlaufen. Verlaufen in einem Wald im westlichen Niederösterreich, zwischen Amstetten West und Oed-Öhling. Verzweifelt hole ich mein Handy hervor, aber ich habe immer noch kein Signal. Überall funktioniert das Klumpert! Überall, außer in einem Wald im westlichen Niederösterreich, zwischen Amstetten und Oed-Öhling! Dabei hab ich mich so auf den Tag gefreut. Weil mein Papa nämlich endlich wieder einmal zu Hause ist. Für ganze drei Monate, ohne Unterbrechung. Mein Papa baut nämlich Theatermaschinen zusammen, weltweit. Aber jetzt ist er „zwischen zwei Jobs“, so nennt er das, wenn er einmal länger bei uns zu Hause sein kann. Dass er gerade jetzt zu Hause ist, trifft sich doppelt super, weil ich Sommerferien – und deswegen ganz viel Zeit für ihn habe. Wir wollten Schwammerlsuchen gehen, denn es ist Parasolzeit und wir lieben die panierten Parasolschirme, am liebsten mit einer Sauce „Trara“, wie meine Mama immer sagt. Danach hätte es Marillenknödel geben sollen, weil es ja auch schon frische Marillen aus dem Garten gibt. Aber ausgerechnet heute hat mein geliebtes Schwesterherz einen Prinzessinentag

und zieht allen die allerletzten Nerven. Im Wald ist es ihr zu dreckig, Parasolschnitzel sind „urgründige Fettbomben“, das Wetter ist voll ein „No-go“, nur das Freibad, das ist echt der „Burner“, nur dort will sie „chillen“ und „abhängen“ mit ihren Freundinnen, den anderen Prinzessinnen, die ihr jedoch nie und nimmer das Wasser reichen können. Nicht einmal im Freibad! Von mir aus hätte die Rita auch ruhig zu Hause bleiben können, der Tag wäre wahrscheinlich komplett anders verlaufen. Aber nein, Mutttern und Vattern müssen auf einen gemeinsamen Familientag pochen, müssen das beleidigte, geifernde Stück Teenager neben mir auf dem Rücksitz ablagern und so einen an und für sich tollen Tag fast zu einer Katastrophe werden lassen.

11:12

Von ihrem Sitzplatz aus brummt sie nun ständig Fieses in meine Richtung. Das Harmloseste ist noch die Ansage: „Bertl, du stinkst ur!“ Wir haben unser Auto nach halbstündiger Fahrt in Oed-Öhling abgestellt und alle waren irgendwie total genervt, nur mein Schwesterherz wirkte sehr zufrieden. Ich habe keine Lust auf weiteren Streit gehabt und bin schnell vorausgelaufen. Rein in den Wald. Da war es gleich ganz still und angenehm kühl. Nur die Vögel hat man zwitschern gehört und ich habe einmal tief eingeatmet und probeweise geschnuppert, ob es eh nach Schwammerln riecht. Du wirst es nicht glauben, es hat wirklich nach Schwammerln gerochen. Super! Ich habe mein Jutesackerl aus meiner Hosentasche gezogen und wollte dem Geruch nach, aber dann habe ich mir gedacht, ich warte vielleicht doch lieber auf meine Eltern. Auf die Rita hätte ich sicher nicht gewartet. Nach zehn Minuten habe ich mich noch einmal umgedreht. Gesehen habe ich jedoch niemanden. Die Schwammerln haben immer stärker gerochen, mir ist richtig das Wasser im Mund zusammen gelaufen. Ich habe mich noch ein letztes Mal in die Richtung gedreht, aus der

ich gekommen bin, aber weder Mama und Papa noch die Rita sind daher gekommen und die Schwammerln haben immer stärker gerochen, außerdem habe ich ganz dringend pinkeln müssen. Nach ein paar weiteren Minuten, die für mich wie eine Ewigkeit gedauert haben, habe ich beschlossen, dass mir jetzt alle den Buckel herunterrutschen können, und ich habe mir einen großen dicken Baum angelacht. Nach dem Pinkeln war mein Schritt wieder lockerer und ich bin dem Schwammerlgeruch nachgegangen und habe nach einiger Zeit wirklich eine schöne Gruppe Parasole entdeckt.

12:59

„Mein Nachtmahl habe ich!“, habe ich lächelnd zu mir gesagt und habe die Pilze geerntet und vorsichtig in meinen Jutesack gepackt. Ich habe mir gedacht, vielleicht finde ich Brombeeren, und bin wieder losgelaufen, zumal ich ja auch ein wenig Hunger gehabt habe, weil ich schon die ganze Zeit an die gebackenen Parasolschirme hab denken müssen. Hunger habe ich gekriegt und Durst. Die Sonne ist nun zirka senkrecht über dem Wald gestanden. Das habe ich durch die Baumkronen gesehen. „Mittagszeit, Zeit für Hunger!“, habe ich mir kichernd gedacht und sicherheitshalber einmal suchend herumgeblickt, ob ich vielleicht das eine oder andere Familienmitglied im Wald herumirren sehe, zumal ich auch gewusst habe, dass die Mama Wurst- und Käsebröte sowie eisgekühlten Früchtetee in einer Thermosflasche mithat. Leider habe ich niemanden gesehen. Ich habe gerufen, aber niemand hat geantwortet. Da hab ich mein Handy aus der Tasche gezogen und bemerkt, dass ich kein Signal habe. „Ganz ruhig!“, hab ich mir gesagt. „Du bist nicht in Afrika oder auf dem Mars oder in Australien, sondern in einem Wald im Mostviertel zum Schwammerlbrocken.“ Im Mostviertel gibt es keine Tiere, die Menschen

fressen! Also mach dir nicht ins Halstuch, Bertl! Der brave Trapper weiß sich zu helfen!“

16:23

Ja, vor ein paar Stunden habe ich mir noch gut zugeredet und war guter Dinge. „Ist doch kein Problem, Bertl! Genieß den Wald!“ „Ist doch mal ganz nett, so einen Wald allein für sich zu haben!“ „Jö Himbeeren!“ „Haaallooooo!“ „Maaaamaaaaa!“ „Paaaapaaaa!“ „Jööö, Brombeeren!“

18:32

Aber schön langsam kroch in mir so ein bisschen Panik hoch. Nicht stark. Es hat im Bauch gezogen, so wie vor einer Matheschularbeit, und ich habe nicht nur wegen der Hitze geschwitzt. Zum Glück habe ich Beeren gefunden! Hunger hatte ich erst einmal keinen mehr. Wasser wär nicht schlecht gewesen! Ich habe mir gedacht, ich sollte vielleicht einmal kurz nachdenken und habe mich an einen dicken Baum gesetzt. Das Moos auf der Rinde war angenehm kühl. Nur gegen die Gelsen hat es auch nicht geholfen. Das waren ja keine Gelsen mehr, das waren ja schon richtige Kampfbrummer. Die Sonne wanderte schon länger in Richtung Westen.

19:17

Aber erst einmal aufs Handy schauen. Immer noch kein Empfang und ein Akkustricherl weniger ist es auch schon. Blöd, dass es im Wald keine Steckdose gibt. Komisch auch, dass es im Wald plötzlich leicht nach Schweinestall riecht. Mir kommt vor, ich werde beobachtet. Der Wind säuselt durch die Bäume: „Haaaallooooooooooooo!“ Ich glaub, ich dreh noch durch hier! Das Licht wird immer oranger. Wieso grunzt da was?

20:59

Nun ist es fast dunkel. Mit Hilfe meiner Handytaschenlampe morse ich S. O. S. in die Dunkelheit. Dreimal kurz und dann dreimal lang und dann wieder dreimal kurz. Rund um mich knackt und raschelt es. Ich muss an den Erlkönig denken. Den haben wir in der Schule gelesen. Das ist eine echt gruselige Ballade, die der alte Goethe da geschrieben hat. Mir ist es, als höre ich jemanden rufen: „Berti! Berti! Komm tanz und spiel mit uns, Berti! Wir tanzen einen Schleunigen!“

21:26

Jetzt ist es finster in dem vermaledeiten Wald zwischen Amstetten West und Oed-Öhling. Ich halte mein Handy fest umklammert, obwohl es mir nichts nützt. Neben mir flüstert jemand: „Berti! Komm, Berti! Sei nicht fad! Sing und tanz mit uns, Berti!“ Wer auch immer das ist, er oder sie soll sich verzapfen!

21: 41

DAS BLÖDE GRUNZEN SOLL AUFHÖREN!!!!

22:01

Ich muss ganz leise sein, weil ich Schritte höre! Da kommt wer auf mich zu! Immer näher kommt da wer. Jetzt grunzt es wieder: „Berti, bist du noch da?“ Ich presse die Lippen aufeinander. Ich getraue mich kaum zu atmen. Ich schlage mir die Hände vor die Augen!

22:32

Das war knapp! Aber die Stimmen geben keine Ruhe und auch die Gelsen surren in meinem Ohr. „Ruhe!“, brülle ich in die Waldnacht. „Ruhe!“, hallt es zurück. Aber es ist, als ob es hilft! Plötzlich ist es ganz still.

23:01

Ahhhhhhhhh!

23:09

Ich laufe durch den Wald! Nix wie weg! Hinter mir grunzt und keucht es! Au, mein Kopf! Ich sehe Sterne, direkt vor mir! Mir wird schwindlig! Finster!

23:33

Jetzt brummt mir der Kopf und aus meiner Nase rinnt Blut! Ich wollt, ich wär daheim. Überall, nur nicht in diesem blöden Wald zwischen Amstetten West und Oed-Öhling! Einen Jutesack voll Schwammerln habe ich, die vor sich hingammeln und ein Handy ohne Empfang mit fast leerem Akku. Ich will schlafen, aber man lässt mich nicht. „Berti!“, rufen die Stimmen. „Hauts euch über die Häuser!“ Außerdem ist mir kalt!

0.07

Was ist denn? Wieso rüttelt mich wer? Hilfe! Ich glaub, ich werde ohnmächtig!

9:21

Wo bin ich? Wie lange habe ich geschlafen. Wieso riecht es hier so gut? Kakao? Rührei! Es klopft! Wer kann das sein? „Herein!“, krächze ich. Meine Schwester, Rita, der Trampel! „Hallo, kleiner Stinker! Echt schön, dass du wieder da bist!“ Ich glaub, so etwas Nettes hat sie noch nie zu mir gesagt.

9:34

„Hallo, Berti! Schön, dass du mit uns tanzt! Komm, wir singen und tanzen und wiegen dich ein! Wir tanzen den Schleunigen, Berti für immer und immer und immer ...

9:36

Ahhhhhhhhhhhh!!!!!!!!!!!!

9:39

„Komm, Berti! Frühstück ist fertig! Du musst ja einen Bärenhunger haben!“ Da hat sie nicht unrecht, die Frau Mama! Bis bald, im Wald, jedoch im Bad ist es auch nicht fad! ;-)

